

Gespräch mit René Regenass zur Uraufführung im Stadttheater Solothurn

## Aus der Isolation herauskommen

Morgen Samstag bringt das Städtebundtheater Biel/Solothurn das Stück «Schöne Zeiten» von René Regenass zur Uraufführung. Von René Regenass waren im Kontrastprogramm des Städtebundtheaters 1973 bereits der Einakter «Die Sitzung» und 1981 sowie 1982 zwei Spiegelstücke im Rahmen der «CH-Dramaturgie» zu sehen. «Schöne Zeiten» ist nach «Der Anschneider» (1976) das zweite abendfüllende Stück des 48jährigen Basler Autors.

«Schöne Zeiten», ein abendfüllendes Stück aus Ihrer Feder, erwarten die Besucher des Stadttheaters Solothurn am Samstag in einer Uraufführung. Können Sie kurz sagen, worum es in dem Stück geht?

Ja, es ist ein Vier-Personen-Stück. Es kommt zwar noch eine fünfte Person vor, aber nur am Rande und am Schluss. Es ist die Figur eines Boten im klassischen Sinn. Er überbringt am Schluss noch eine



René Regenass

(Foto: Eva Hilbck)

Nachricht. Es ist keine gute, es ist eine unheilvolle Nachricht. Aber um zu den Hauptfiguren zurückzukommen: Die vier Personen sind die vier Hauptrollen des Stücks zugleich. Es stehen sich gegenüber ein Schachgrossmeister, ein Mathematiker, der auf Informatik spezialisiert ist, ein Oberst und ein Coiffeur, in dessen Salon sie sich treffen. Es ist eine Figurenkonstellation, die schon gewisse Kontroversen in sich birgt. Im Grunde genommen geht es um die Angst. Jeder lebt in gewissen Zwängen, und die Argumentation jedes einzelnen wird gestört, indem von aussen ein Bedrohung kommt. Diese wird jedoch nie fassbar oder sichtbar im Stück. Es handelt sich um eine Demonstration, die vorbeizieht. Zu hören sind lediglich die Grundgeräusche. Und dann reagiert jeder einzelne nach seinem Verhaltensmodell. Für den Oberst bedeutet Leben Kampf - und prompt stellt er logistische Überlegungen an; der Schachgrossmeister entwickelt daraus seine eigene Philosophie; der Mathematiker empfindet es als etwas Archaisches, das er nicht in seiner Ratio fassen kann. Im Grunde steht nur der Coiffeur, den am Anfang alle belächeln, über allem aufgrund seines «einfachen» Weltbildes. Er ist auch der einzige, der im Grunde genommen nicht egoistisch ist, sondern noch ein Du hat, einen Partner - seine Tochter. Ihm bleibt - um es gestochen auszudrücken - als einzigem die Freiheit, altruistisch zu denken. Aber gerade bei ihm kommt nun das, was wir gemeinhin Schicksal nennen und zerschlägt ihm dann sein Prinzip Hoffnung am Ende des Stücks.

Ihrer Beschreibung nach scheint es sich um ein argumentatives Stück zu handeln.

Ja, es ist ein argumentatives Stück, ein diskursiver Dialog. Es ist nicht auf Aktion aufgebaut. Im übrigen ist es auch reizvoll und ein grundlegender Unterschied, ob man an der Schreibmaschine einen Prosatext schreibt oder einen Text, der noch umgesetzt werden muss, sei es in ein Hörspiel oder in ein Theaterstück. Das

Handwerkliche spielt doch bei einem Theater auch eine grosse Rolle.

In ihrem Stück kommen nur Männer vor. Haben Sie es auf Provokation von feministischer Seite hin angelegt?

Dass es ein Männerstück ist, damit will ich andeuten, dass wir trotz aller Aufklärtheit im sexuellen Rollenspiel noch immer in einer Männerwelt leben. Deshalb auch die Wahl spezifisch männlicher Berufsparten im Stück.

Wie man hört, haben Sie neben der gegenwärtigen Theaterarbeit auch ein neues Buch in Vorbereitung.

Ja, ich bin jetzt an einem neuen Buch mit dem Arbeitstitel «Stadtbesichtigung». Im Moment habe ich es abgeschlossen, und es liegt beim Lektorat. Es handelt sich um einen satirischen Roman über die Stadt Basel. Basel ist doch eine sehr eigenartige Stadt, und ich darf das sagen, weil ich Basler bin. Diese Stadt hat aufgrund ihrer Lage und Geschichte Eigenarten entwickelt, in der viel Selbstüberschätzung mitspielt.

Sie haben Theaterstücke geschrieben, Prosa und auch Lyrik. Haben Sie Präferenzen innerhalb dieser literarischen Gattungen?

Wenig Lyrik. Fast keine Lyrik. Ich glaube, das ist ein Gebiet, das mir wahrscheinlich nicht so liegt. Ich habe wenigstens den Eindruck. Aber ich empfinde es als sehr angenehm, wenn man die Form oder Gattung auch einmal wechseln kann, sonst gibt es eine gewisse Einseitigkeit. Das Drama eröffnet einem auch andere sprachliche Dimensionen, indem es reine Dialoge gibt und das Deskriptive aus der Bühne wegfällt. Das Dialoghafte kann schon reizvoll sein. Andererseits gibt es mir auch - und das ganz persönlich - Gelegenheit, aus der Isolation herauszukommen. Denn, wenn man «nur» Schriftsteller ist, sitzt man einfach daheim in seiner Kemenate und ist isoliert. Beim Theaterschreiben ist das mit einer Gelegenheit, hinauszukommen und im Intendanten, Regisseur und in den Schauspielern Partner zu finden.

(Interview: Urs W. Scheidegger)

«Schöne Zeiten» von René Regenass im Stadttheater Solothurn uraufgeführt

# Die Angst in des Barbiers Spiegel Widerschein

Dürfen wir gratulieren? Müssen wir kritisieren? - Wir dürfen und müssen, und während wir uns respektvoll verneigen, haben wir Mühe, ein leises Gähnen zu unterdrücken. Nein, langweilig war es nicht, langatmig bisweilen - artig bestimmt, aber nicht grossartig. Wie kommt es dazu?

Regenass' «Schöne Zeiten», ein Vier-Personen-Stück, britischen Einschlags, in dem freilich Frauen überhaupt keinen Platz haben, womit angedeutet werden soll, dass diese unsere Welt trotz aller Aufgeklärtheit an Schlüsselstellen noch immer eine Männerwelt ist, mag an ein naturwissenschaftliches Experiment erinnern: Hier werden, könnte man annehmen, Menschen - berufsspezifische Charakteren allesamt - wie Versuchsobjekte ihren gegenseitigen Wirkungen ausgesetzt. Das Labor ist der Coiffeurladen (realistisch und zeitgemäss gestaltet von Reinhold Niessl). Zunächst geschieht nicht viel, aber es werden viele schöne Sätze gesagt, kluge, boshafte, witzige, verzweifelte. Der Schachgrossmeister, der Mathematiker, der Oberst, alle ohne Namen wie der Coiffeur auch, haben in diesem Stück kaum etwas Dramatisches zu tun, sie sind die ganze Zeit über vollauf damit beschäftigt, sich selbst und ihre Gedankenwelt darzustellen - und das knappe zwei Stunden lang, für manchen Geschmack etwas zu lang, zumal mit einigen dramaturgischen Kunstgriffen auch nicht viel mehr als die Aufmerksamkeit des Publikums wachgerüttelt wird, gerade genug, um den Gang der Dialoge auch optisch zu beglaubigen. Blicke es dabei, so wären «Schöne Zeiten» nicht mehr als ein Disputstück extravaganter Charaktere in einem Coiffeurladen. Unter Regenass' und wohl auch Kauteks leichter Hand wird dann das schwere Elend der angstbeladenen und ihrer Unvoreingenommenheit beraubten Barbier-Kunden doch wieder spürbar. Der Coiffeur ist Regenass' Mund, und er lässt keinen Zweifel, dass der leutselige und dienstbereite Gewerbler und dessen Tochter, die sich lediglich einmal über das Violinspiel im Bühnenhintergrund vernehmen lässt, seinem Herzen am nächsten sind.

Der Coiffeur ist bei Bruno Gerber recht gut aufgehoben: Ein Herr, eher jung als alt, eher stattlich als hager, geschäftstüchtig und umgänglich; mit mehr Hoffnung als Ernst; liebenswert und eher naiv, aber nicht ohne umfassendes Verständnis für menschliche Eigenarten und Fehler - wenn er beispielsweise, nachdem der Grossmeister den Mathematiker im Schachspiel besiegt hat, nach einem kurzen Blick auf das Brett darauf hinweist, dass der Schachgrossmeister ebenfalls am Rande einer Niederlage stand, wäre der Informatiker nur etwas aufmerksamer gewesen.

Der Coiffeur ist es letztlich auch, der die

lebensnotwendige Bluttransfusion in die intellektuellen Insidergeschichten und -streitigkeiten vor allem zwischen dem Schachgrossmeister und dem Mathematiker, aber auch dem Oberst bringt. Und es macht den Eindruck, dass er mit seinem Gemüt mehr versteht als alle anderen zusammen mit ihrem Kopf. Erstaunlich ist, dass die Figur des Oberst - vermeintlich anspruchslos in der Genese seiner Fleischwerdung - durch die Person von Raoul Serda eher an einen Flugkapitän, denn an einen Armeemoffizier erinnert. Womöglich ist die Vorstellung, die Regenass (dem Sprachduktus der Figur nach zu schliessen) vom Oberst hatte, unter Regisseur Rudolf Kautek etwas abgemildert worden: Der Regisseur lässt mehr Respekt zu als der Autor, womöglich um das Bild eines Offiziers nicht im Klichee erstarren zu lassen.

Georges Weiss hat da schon bedeutend mehr von einem Schachgrossmeister bestimmter Sorte, auch wenn er sich in seinen Dialogen haarscharf am Zelebriren vorbei ins gerade noch Erträgliche rettet. Etwas von seiner hochgespannten Eitelkeit, seinem wohlüstigen Selbstgenuss, aber auch und vor allem auch etwas von seine Gereiztheit fällt dabei allemal ab, mögen sich auch seine Bemühungen, die versponnenen Gedankengänge Regenass' über die Rampe zu bringen, an den begrenzten Rezeptionsfähigkeiten des Publikums wundstossen.

Einen überaus authentischen Eindruck macht Hans Schatzmann als Mathematiker. Da stimmen nicht nur Anzug, Aktenkoffer (für die Kostüme und Requisiten sind Wilma Wagner beziehungsweise Ariane Fiechter zuständig), auch Haltung, Gang, Sprechweise und das doppeldeutige Lächeln, das ebensogut Hohn wie Freundlichkeit, in jedem Fall aber Spitzbübigkeit signalisieren kann.

Zurück zum Stück: Es arbeitet insofern mit den Stilmitteln des absurden Theaters, als weder ein zentraler Konflikt noch ein zielgerichtetes Handeln zu erkennen ist. Und da jeder (der Coiffeur ausgenommen), eingeschlossen in seine Einsamkeit, gegen jeden polemisiert, verliert in gewissem Masse auch die Sprache den Charakter der Kommunikation: Die Begegnung wird vordergründig zu einem Ritual des Aneinandervorbeiredens und Zeitvertreibs, im Hintergrund widerspiegelt sich in der Redseligkeit des Treffens die pure Angst. Der Coiffeur hat Angst um seinen Laden, der Schachgrossmeister hat Angst, dass sein Spiel und Lebensinhalt ersetzt würde durch einen Computer, der Mathematiker hat Angst, dass seine Techniken und Errungenschaften nicht durchsetzbar sind und der Oberst hat Angst, dass sein gewohntes, notabene recht simples Weltbild, zerbröckelt, wobei in allen Fällen Anklänge an die Angst als existentielle

Erfahrungen, an Urängste überhaupt, mitschwingen. Bildlich gesprochen: Ängste aller Façon widerspiegeln sich in des Barbiers Stube als Zentrum der Kommunikation.

Dies alles bliebe doch so etwas wie ein langweiliges Panoptikum des Seelenleidens, würde das Stück nicht nach einer guten Stunde in eine «comedy of menace» münden, indem bedrohliche Mächte von aussen in Form einer Demonstration (im Stück nur akustisch wahrnehmbar) plötzlich den scheinbar sicheren Schutz gewährenden Raum unsicher machen. Nun lassen Autor und Regisseur die streitbaren Coiffeurkunden nach ihrer langen Rede kurzer Sinn, quasi in einer Probe aufs Exempel, über die Klinge springen. Und prompt gebärden sie sich reichlich hysterisch, um nicht zu sagen infantil, allein schon, als sich eine Maus in den Laden verirrt hat. Und zwar in abnehmendem Mass wie folgt: der Oberst, er baut auf die Lösung des Totschlags; der Mathematiker reagiert unbeholfen, dennoch mit Witz, da das Ereignis rational wenig fassbar ist; der Schachgrossmeister verhält sich dem Mausspiel gegenüber indifferent; der Coiffeur, er pfeift ihr ein Liedchen vor, auf dass sich die Maus beruhige und weiterlebe. Man kann sich fragen, ob die doch überzeichnete Kontrastierung des Unterschieds von Rede und Handlung nicht hätte umgangen werden können, ohne beim Possenspiel Anleihen zu machen. Ausserordentlich schwach wäre das Stück, fielen nun der Vorhang. Die Ironie des Schicksals und der Wille des Autors indes sorgen ein weiteres Mal dafür, dass des Zuschauers Wachsamkeit nicht eingelullt wird: die mehr oder weniger grossspurigen Kunden im Coiffeurladen kommen zwar geschoren im wörtlichen, aber ungeschoren im übertragenen Sinn des Wortes davon, während es den Coiffeur mit der Wucht und Erbarmungslosigkeit einer antiken Tragödie trifft; Ein junger Mann (Ingo Seeckts) überbringt am Schluss des Stückes die Kunde, dass des Barbiers Tochter, der seine ganze Liebe galt, von einem Auto angefahren wurde.

Abgesehen davon, dass sich «Schöne Zeiten» nicht durch optimale Ökonomie in der Dramaturgie auszeichnen (musste es unbedingt ein abendfüllendes Stück sein?), darf doch eine Tugend, mit der man sich gerade hierzulande schwer tut, nicht unerwähnt bleiben: wir meinen den Witz in Szenenbild und Dialog. Hübsch zum Beispiel ist der Einfall, wie das Geschehen plötzlich nach und nach ins Dämmerlicht taucht und dann der Coiffeur mit der Bemerkung, es werde dunkel, mittels Schalter alles wieder in grellem Neonlicht erscheinen lässt. Oder, wie nach der Pause, als ob der Film gerissen wäre, eine kurze Sequenz wiederholt wird. Ein alles in allem vorab im ersten Teil zu langatmiges, kein grosses, aber artiges Stück über die Angst in des Barbiers Spiegel grellem Widerschein.

Urs W. Scheidegger